Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 53. Posen, den 31. Dezember. 1893.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

16.

Das Interesse für den Fall war im Wachsen. Der große Advokat von Sandbank wandte sich selbstgefällig und triumphirend an Mr. Saint Alban und wechselte flüsternd einige Worte mit ihm. Die Frau desselben belohnte den Advokaten mit einem schwachen Lächeln. Ein Gemurmel ging durch den Saal, denn die Zuschauer tauschten ihre Meinungen mit einander aus. Sergeant Power hatte sich inzwischen ernst und bleich neben den unerschütterlichen Mr. Tom Brusel gestellt.

Die nächste Zeugin war Frau Gregory. Ihr verwirrtes Wesen, das aber ihre Redseligkeit nicht beeinträchtigte, diente zur Belustigung der Zuschauer. Die würdige Dame wurde zuerst von dem Inspektor Gadd befragt, welcher zwar daran verzweifelte, einen so mächtigen Gegner, wie Mr. Ford zu besiegen, aber doch eine gewisse offizielle Ruhe beibehielt. Sie sagte aus, was sie von Madelaine Faure wußte. Der Zwischenfall mit dem Brief, den die Letztere um die Mittagszeit erhielt, wurde von ihr bestätigt, und dann erzählte sie über das Eintreffen jener geheimnißvollen Frau am Abend desselben Tages. Nachdem sie dann noch nähere Angaben über die Auffindung der Leiche am nächsten Morgen gemacht hatte, war die Dame mit ihrer Kenntniß von der Sache zu Ende.

Aber Mr. Ford hatte nun natürlich noch seine Fragen zu stellen.

Er erhob sich und zeigte jetzt ein gewinnendes Lächeln auf seinem blühenden Gesicht, denn er hatte es mit einer Dame zu thun.

„Nun, Frau Gregory," sagte er, „Sie haben hübsche, klare Augen, und ich darf wohl sagen, daß sie auch scharf sind, glauben Sie, daß Sie eine Frau von einem Manne unterscheiden können, wenn Sie sie sehen?"

„Mein Himmel!" erwiderte die Dame, „was für eine merkwürdige Frage! Natürlich kann ich eine Frau von einem Manne unterscheiden."

„Nun also, das habe ich mir auch gedacht," sagte Mr. Ford trocken, während im Publikum Heiterkeit entstand.

„Nun sehen Sie einmal diesen Herrn da drüben genau an," fuhr der Vertheidiger fort, indem er auf den Angeklagten deutete, „halten Sie es für möglich, daß Sie ihn mit einer Person Ihres Geschlechts verwechseln können?"

Auf dem gewöhnlich glattrasirten Gesicht Mr. Saint Albans war der Bart bereits etwas hervorgetreten, und als er mit einem humoristischen Lächeln seine weißen Zähne zeigte, hatte sein Anblick augenscheinlich nichts Weibliches.

„Nein, mein Herr," erwiderte Frau Gregory, „ich bin sicher, daß ich ihn nicht verwechseln könnte, so wenig als meinen theuren, verstorbenen Mann, von welchem jeder Zoll ein Mann war."

„Sie haben aber doch gehört, daß dies der Herr sein soll, welcher als Frau verkleidet in Ihr Haus kam? Ohne Zweifel wissen Sie das besser", bemerkte Mr. Ford in verbindlichem Tone, „Sie sind nicht so leicht zu täuschen! Nun, wie sah die Frau aus, welche Sie gesehen haben? Theilen Sie dem Gericht offen mit, welchen Eindruck sie auf Sie machte."

„Nun, was ihr Gesicht betrifft", erwiderte Frau Gregory, „so konnte ich dasselbe nicht erkennen, denn sie war bis über das Kinn eingehüllt und hatte einen dichten Schleier vor, auch war es damals sehr dunkel im Flur."

„Aber dennoch erkannten Sie die Person als eine Frau und nicht als einen Mann, glaube ich?"

„Ja, mein Herr, ich hielt sie entschieden für eine Frau, und was noch mehr ist, ich glaube nicht, daß das arme ermordete Wesen es gewagt haben würde, ein Haus, wie das meinige, durch solche schlechten Streiche zu beleidigen, indem sie einen Mann hereingeführt hätte. Dessen halte ich sie nicht für fähig."

„Sehr gut. Und Sie hätten sich auch durch ein solches Kunststück nicht täuschen lassen. Sie waren überzeugt, daß jene Person eine Frau war und kein Mann, sonst . . ."

„Ich würde ihm schön heimgeleuchtet haben," unterbrach ihn Frau Gregory mit Lebhaftigkeit, „darauf können Sie sich verlassen. Solch' dreiste, nichtswürdige Gesellschaft!"

„Wir können also annehmen", erwiderte Mr. Ford mild, „daß Sie über die Sache durchaus nicht im Zweifel sind. In jenem Herrn dort drüben erkennen Sie nicht die geringste Aehnlichkeit mit der Frau, welche Ihr Haus in Gesellschaft der Ermordeten besuchte?"

„Nein, mein Herr. Das kann ich mit gutem Gewissen sagen."

„Ich danke Ihnen, wir sind Ihnen alle sehr verbunden für Ihre kluge und aufrichtige Aussage", sagte Mr. Ford, sich triumphirend gegen die Richter wendend. „Ich habe nichts mehr zu fragen."

Noch einige andere Zeugen wurden kurz verhört. Die Nichte der Frau Gregory, Mr. Parkins vom Royal Hotel,

Elisabeth Baier, das Zimmermädchen, Wales, der Zimmermann, der Polizist, welchen Robert Power über die Richtung nach dem Strande hin gefragt hatte, dann auch Mr. Brusel.

Ihre Aussagen berührten jedoch nicht unmittelbar den Fall, und Mr. Ford hielt es nicht für der Mühe werth, ihnen Fragen zu stellen. Der einzige Zeuge, welchen der Advokat befragte, war Doctor Allen, und seine Fragen bezogen sich auf einige Bemerkungen des Letzteren, daß das Verbrechen nach seinem Dafürhalten von solcher Brutalität war, daß man schwerlich eine Frau derselben für fähig halten könne. Da jedoch der Arzt nicht behaupten konnte, es sei unmöglich, daß eine Frau die nöthige Kraft besitzen könne, um ein so abscheuliches Verbrechen zu verüben, so gelang es Mr. Ford, den Eindruck dieser Zeugenaussage abzuschwächen.

Die Anklage hatte jedoch noch eine Karte übrig und spielte sie aus, indem sie John Carr aufrief.

Beim Erscheinen dieses Zeugen betrachtete Saint Alban denselben argwöhnisch, als ob er nicht im Stande sei, die Tragweite desselben zu beurtheilen.

Aber die Sache klärte sich bald auf. John Carr war ein Setzer in der Buchdruckerei der „Sandbanker Zeitung", ein Mann von mittlerem Alter und wohnte in St. Cuthbert. In der Nacht des 24. October war er nach beendigtem Tagewerk kurz vor Mitternacht nach Hause gegangen; sein Weg führte ihn durch die Hamiltonstraße, an der Villa Rob Roy vorbei, bis hinaus zu dem kleinen Dorfe.

„Was haben Sie gesehen, als Sie in jener Nacht nach Hause gingen?" fragte ihn der Inspektor Gadd.

„Ich sah Jemand laufen, der etwas in der Hand hielt."

„War es ein Mann?"

„Ja, es war ein Mann."

„Sie haben keinen Zweifel daran?"

„Nein, mein Herr. Es war ganz sicher ein Mann."

„Wo haben Sie ihn gesehen?"

„Gerade auf der Höhe der Straße nach Cuthbert. Ich war auf dem Wege nach dem Dorfe, und der Mann, den ich sah, schien querfeldein nach der See hin zu eilen."

„Er hielt etwas in der Hand, sagten Sie? Wie sah das aus?"

„Ich konnte es nicht deutlich erkennen, aber ich hielt es für eine lederne Tasche."

„Wie weit ist der Punkt, wo Sie jenen Mann sahen, von der Villa Rob Roy entfernt?"

„Es kann etwa eine Viertelmeile sein."

Hier stellte der Vorsitzende eine Frage.

„Haben Sie diesen . . . diesen Mann genau bemerkt, Haben Sie zum Beispiel sein Gesicht gesehen?"

„Nein, Euer Ehren, ich konnte sein Gesicht nicht sehen, ich war zu weit von ihm entfernt."

„Dann können Sie also sein Aeußeres nicht genau beschreiben?"

„Nein, mein Herr. Ich sah nur eine Gestalt, welche, wie ich glaube, eine Tasche in der Hand hielt."

„Sie wären also nicht im Stande, diese Person wieder zu erkennen?"

„Der Zeuge sagte aus", bemerkte Inspektor Gadd zum Gericht gewendet, „daß er nicht im Stande sei, die Person, die er gesehen, wieder zu erkennen. Wir unterließen es daher, wie gewöhnlich, einen Versuch zu machen, ob er im Stande wäre, den Angeklagten aus einer Gruppe von Leuten herauszufinden."

Nun erhob sich Mr. Ford.

„Wirklich, Herr Inspektor," bemerkte er, „ich vermag nicht zu begreifen, warum Sie überhaupt diesen Zeugen vorgeführt haben! Er kann ja gar nichts aussagen. Es giebt eine Menge Leute — zum Beispiel Arbeiter, — welche in jener Gegend, in der Nacht oder früh des Morgens mit einer Tasche gesehen werden, und Feldarbeiter, Fabriksarbeiter und dergleichen," fügte Mr. Ford spöttisch hinzu, „tragen zuweilen Bündel, Taschen oder andere Sachen in der Hand."

„Um welche Zeit haben Sie diesen Mann gesehen?" fragte der Inspektor, ohne auf den Advokaten zu achten.

„Ich verließ die Stadt etwas vor zwölf Uhr," erwiderte John Carr; „ich brauche etwas mehr als eine halbe Stunde, um bis zu der erwähnten Stelle zu kommen, es war also etwa halb ein Uhr, als ich den Mann sah. Es kann aber auch etwas später gewesen sein."

„Sie kamen gestern zur Polizei und machten freiwillig die Angaben, welche Sie jetzt vor Gericht wiederholten, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr. Ich hörte davon, daß ein Mann wegen des Mordes in der Hamiltonstraße verhaftet worden sei, und da erinnerte ich mich an das, was ich gesehen hatte. Ich ging auf die Polizei, weil ich dachte, meine Nachricht könne von Nutzen sein."

Inspektor Gadd bemerkte jetzt, daß er an den Zeugen keine Frage mehr zu stellen habe.

Mr. Ford erhob sich. „Obgleich es vielleicht kaum der Mühe werth ist", sagte er, „will ich doch noch einige Punkte aufklären. Der Mann, den Sie sahen", wandte er sich an den letzten Zeugen, John Carr, „trug, wie Sie sagten, eine Tasche? Sind Sie sicher, daß es eine Tasche war?"

„Ich kann es nicht bestimmt sagen, aber es schien mir so."

„Es kann auch ein Sack gewesen sein?"

„Ja, das ist möglich."

„Oder ein Korb, in welchem Arbeiter ihre Werkzeuge tragen?"

„Ja."

„Kurz, es könnte alles Mögliche gewesen sein, nicht wahr?"

„Ich habe in meiner Angabe gesagt, daß er etwas in der Hand trug," erwiderte John Carr gereizt, „weiter gehe ich nicht."

„Ganz recht. Bleiben Sie bei der Wahrheit, das ist das Beste. Was nun den Mann betrifft, so konnten Sie ihn genau sehen?"

„Nein. Es war sehr dunkel und ich sah nur einen Schatten."

„Sie können nicht sagen, wie er gekleidet war?"

„Nein, mein Herr."

„Vielleicht trug er Arbeiterkleidung?"

„Das ist möglich, mein Herr."

„Noch etwas. Gehen Sie häufig spät in der Nacht nach Hause?"

„Ich gehe zu allen Stunden nach Hause, je nachdem ich mit der Arbeit fertig werde."

„Aber jedenfalls sind sie zuweilen bis nach Mitternacht beschäftigt."

„O ja, mein Herr, und selbst noch später."

„Selbst noch später. Nun also begegnen Sie zuweilen Leuten während Ihres Heimwegs in den Morgenstunden?"

„Ja, zuweilen, aber meistens begegne ich keiner Seele, ausgenommen vielleicht einem Schutzmann."

„Aber zuweilen kommt es doch vor?"

„Ja, mein Herr, besonders im Sommer, wenn viele Fremde hier sind."

„Als Sie diesen Mann sahen, fiel Ihnen das nicht auf? Ich meine, Sie wunderten sich nicht darüber, daß Sie Jemand den Kreuzweg hinabgehen sahen?"

„Nein, mein Herr, das kann ich nicht sagen. Ich dachte erst wieder daran, als ich hörte, daß man einen Mann als den Mörder sucht."

„Ganz richtig. Das ist Alles, was ich wollte."

„Wir haben keine weiteren Zeugen mehr vorzuführen", erklärte der Inspektor.

Jetzt war wieder die Reihe an Mr. Ford. Er erhob sich mit wichtiger Miene. Niemals, so begann er, sei er während seiner vieljährigen juristischen Erfahrung so sehr erstaunt gewesen, als bei diesem Fall. Eine Leichtfertigkeit, wie sie hier zu Tage getreten, erscheine ihm fast unglaublich. Und nun hielt der Advokat eine seiner glänzendsten Vertheidigungsreden voller Entrüstung über sein verletztes Rechtsgefühl, voller Bewunderung für den Geist, die Menschenliebe, die Bildung seines Klienten, für den Fleiß, die Thatkraft und Rechtlichkeit, welche ihm seine angesehene, hohe Stellung in der Gesellschaft verschafft haben, voll bitterböser Seitenhiebe auf das ungeschickte Verfahren der Polizei, voll milder Anerkennung für

die unbefangene, klare Aussage und die Intelligenz jener würdigen Zeugin, Frau Gregory, deren Angaben allein schon genügten, den auf so schnöde unsinnige Weise beschuldigten Mr. Saint Alban von aller Schuld freizusprechen.

„Aber ich bin zum Glück im Stande," führte Mr. Ford weiter aus, „dem Gerichtshof noch bessere Beweise von der Unschuld meines Klienten vorzulegen. Die Anklage gegen ihn beruht auf einem Stück Papier, auf welches einige französische Worte geschrieben sind. Dann hat man zu behaupten versucht, der Mord sei ein so entsetzlich grausamer und brutaler, daß er nothwendigerweise von einem Manne begangen sein müsse. Ich kann mich nicht damit aufhalten, die Leichtfertigkeit einer so lächerlichen Behauptung hier klar zu stellen, ich habe nur Verachtung dafür, und gehe sogleich zu der Handschrift über. Der Exdoktor und Polizei-Sergeant, welcher als Zeuge auftrat, hat auf seinen Eid erklärt, daß er die Handschrift als die des Herrn Saint Alban erkannt habe. Warum hat er das gethan? Ich bin nicht im Stande, mir dies zu erklären. Es ist nicht geleugnet worden, daß in früherer Zeit dieser medizinische Schutzmann einige Bekanntschaft mit Mr. Saint Alban hatte, und daß der Letztere, der sich für einen noch wenig aufgeklärten Zweig der Wissenschaft interessirte, einige kurze Briefe mit ihm gewechselt hat. Aber wenn der schutzmännische Exdoktor im Stande wäre, diese kurzen Briefe vorzulegen, so würde man auf den ersten Blick sehen, daß die Handschrift sehr verschieden von der der französischen Worte auf jenem Stück Papier ist. Ich werde Zeugen beibringen," sagte Mr. Ford mit Nachdruck, „welche fast täglich Briefe von Mr. Saint Alban empfingen und die ihn wirklich an seinem Schreibtisch schreiben sahen. Wenn es nöthig wäre, könnte ich selbst als beeidigter Zeuge in Bezug auf seine Handschrift auftreten, denn das Vertrauen, mit welchem er mich seit einiger Zeit beehrte, setzt mich in den Stand dazu. Aber das ist überflüssig!"

(Forts. folgt.)

Rien ne va plus.

Eine militärische Sylvestererinnerung von O. Elster. (Nachdruck verboten.)

Für den Sylvestertag auf Hauptwache kommandirt zu werden, gehört für den jungen Offizier gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des Garnisonlebens. Er selbst muß das Vergnügen, an der Sylvesterfeier im Offizierkasino oder in einer befreundeten Familie theilzunehmen, entbehren, dafür aber all den „schwankenden Gestalten", die sich vor oder nach Mitternacht auf der Hauptwache zusammenfinden, freundlich Gastfreundschaft gewähren. Vorzüglich in der großen Garnison, in der ich vor langen Jahren als junger Lieutenant stand, war die Hauptwache am Sylvesterabend mit mancherlei Unannehmlichkeiten verbunden. Nicht nur, daß sich eine zahlreiche Gesellschaft von Offizieren der verschiedensten Regimenter in der Offizier-Wachstube zusammenfand, nein, auch alle zehn Minuten langte eine Patrouille an, die einen Sylvester feiernden Burschen festgenommen hatte, der auf den Straßen zur Feier des scheidenden Jahres irgend welchen Unfug ausgeübt hatte. Da hieß es denn für den Wachtkommandanten aufpassen und nicht zu viel Sylvesterpunsch trinken! Die arretirten Soldaten — es befanden sich einige unter den Verhafteten — mußten mit einem kurzen species facti nach dem Militärgefängniß, die Civilisten, meistens halbwüchsige Burschen, mit einer kurzen Meldung nach der Polizeiwache transportirt werden. Der Kommandeur des wachthabenden Bataillons war allerdings so verständig gewesen, mir zur Hilfe einen älteren erfahrenen Sergeanten beizugeben, aber ich trug immerhin die Verantwortung, die nicht gering war, wenn man bedenkt, daß schon um zehn Uhr Abends in der Wachstube der Mannschaften ein Dutzend Arretirte saßen, die ihrer Ueberführung nach der Polizei harrten, und daß in der Offizier-Wachstube etwa ebensoviel Offiziere lärmten und jubilirten und meinem Sylvesterpunsch wacker zusprachen.

Ich hatte eben wieder einen Transport von drei Arrestanten, deren Sylvestervergnügen darin bestanden hatte, daß sie Schwärmer und andere Feuerwerkskörper auf den Straßen abbrannten, abgefertigt und trat in die Offizier-Wachstube zurück.

„Halloh," rief ein unglaublich langer Ulanenoffizier, der den Beinamen der „Riese Goliath" führte, „giebts denn heute Abend nicht 'n kleines Jeuchen? Auf dem Kasinoball wars verdammt langweilig, aber Ihr scheint hier ebenfalls statt Punsch lauwarmes Wasser getrunken zu haben."

„Sie wissen, Kamerad, erst neulich hat der Gouverneur darauf hingewiesen, daß er das Jeu auf Hauptwache streng bestrafen werde."

„Narrenspossen! Heut Abend kommt doch der Gouverneur nicht mehr!"

„Und der Kommandant?"

„Na, das Wachtgespenst walzt auf dem Kasinoball mit der Tochter des Gouverneurs . . . Die läßt ihn so leicht nicht los!"

Oberstlieutenant von Rimpau, der Kommandant der Festung, führte den geschmackvollen Beinamen „das Wachtgespenst", weil er es verstand, die armen Wachthabenden zu den unglaublichsten Zeiten zu überfallen und bis auf den Tod zu erschrecken. Bei meiner letzten Wache, die auf einen Sonnabend und Sonntag fiel, erschien das Wachtgespenst Sonntag Morgen um fünfeinhalb Uhr. Als der Posten vor dem Gewehr in wahrhaft schreckenerregendem Tone „Her—au—aus!" rief, war ich gerade im Begriff, mich zu waschen, und stand in Hose und Hemd da. Ich konnte in Folge dessen nicht heraustreten, das Wachtgespenst zog ein grimmiges Gesicht und stürmte in die Wachtstube, wo er mich wahrscheinlich noch in Schlaf versunken zu finden glaubte. Ich steckte meinen Kopf in die Waschschüssel und prustete und sprudelte wie ein Pudel, der ins Wasser geworfen wird, indem ich that, als habe ich von der Ankunft des Wachtgespenstes nicht das Mindeste bemerkt. Dieses sah sich eine Weile meine Waschmanipulationen an, als es aber einige Wasserspritzen trafen, eilte es davon, ohne meine Meldung abzuwarten. Auf der nächsten Paroleausgabe schnaubte es mich ingrimmig an, ich solle meine Toilette auf Hauptwache früher machen — man denke, früher als fünf und ein halb Uhr, nachdem man die ganze Nacht mit lustigen Kameraden zusammengesessen hat!

In Folge dieses Vorfalls war ich zweifelhaft, ob das Wachtgespenst mir nicht auch in der Sylvesternacht erscheinen könnte, und erhob noch einige Einwendungen gegen das stürmisch verlangte Jeu.

In diesem Augenblick rief der Posten vor dem Gewehr heraus.

„Seht Ihr, da ist es schon!" rief ich den Kameraden zu und stürzte hinaus. Dieses Mal aber war es nur der Ronde-Offizier, Premierlieutenant von Zerlowitz. Nachdem ich meine Meldung abgestattet, lud ihn ein, ein Glas Punsch zu trinken. Gern nahm er meine Einladung an.

„'s ist ein scheußliches Wetter draußen," sagte er. „Zehn Grad Kälte und ein schneidender Nordost. Und bei solchem Wetter und in solcher Nacht schreibt einem der Kommandant einen Rondengang auf, daß man die ganze Nacht umherlaufen kann. Fast die ganzen Festungswälle hab' ich abzupatrouilliren. Hol's der Henker!"

Er trug seinen Vermerk, daß er die Wache inspizirt und alles in Ordnung befunden habe, in das Wachbuch ein, dann betraten wir die Offizierstube.

„Schwere Noth," rief er, „da kann man ja keine Hand vor Augen sehen!"

In der That lagerte über der Gesellschaft, die sich um den großen Tisch in der Mitte des Zimmers drängte, ein blauer Nebel, der sich um die Hängelampe zu dichten Wolken zusammenballte. Mindestens fünfzehn Zigarren und Zigaretten waren in Brand, deren Dampf sich mit den leichteren Wolken aus der Punschbowle zu einem blauen Schleier vermischte.

Man hatte unsern Eintritt kaum bemerkt und begrüßte Premierlieutenant von Zerlowitz nur flüchtig. Meine Vermuthung fand ich bestätigt, der Riese Goliath von den Ulanen hatte einen kleinen „Tempel" gebaut und dazu wie gewöhnlich, das auf steife Pappe geklebte Garnison-Dienstreglement, das an der Wand hing, benutzt. Man pointirte bereits sehr eifrig, und der Sylvesterpunsch that das Seinige, um die Spielleidenschaft noch mehr anzufachen. Es wurde ja gerade nicht hoch gespielt, ein Satz von fünf Mark galt schon für sehr hoch, und ein höherer Satz als zwanzig Mark wurde überhaupt nicht angenommen, aber mancher der jungen Herrchen konnte doch leicht das am folgenden Tage fällige Gehalt und die väterliche Zulage dazu verspielen.

„Na, das muß ich sagen," fuhr der Ronde-Offizier fort, „Ihr vertreibt Euch den Sylvesterabend auf würdige Art!"

„Halten Sie keine Moralpredigten, lieber Zerlowitz," meinte der Riese Goliath grinsend, indem er die Karten zu einer neuen Taille mischte.

„Fällt mir nicht ein," entgegnete Jener lachend, „laßt Euch nur nicht von dem Wachtgespenst überraschen! Uebrigens," wandte er sich an mich, „brauchen Sie keine Furcht zu haben, daß der Oberstlieutenant heute Nacht noch kommt. Ich war bis eben auf dem Kasino-Ball, die Tochter des Gouverneurs hat den Oberstlieutenant vollständig umstrickt — ich glaube, der alte Kriegsknecht denkt noch einmal ans Heirathen."

Alles lachte.

„Wie — das Wachtgespenst will heirathen?! — und Fräulein Gouverneur? — Das ist ja ein köstlicher Spaß!"

„Was wollt Ihr? Der Oberstlieutenant und die Gouverneurs-tochter passen vortrefflich zusammen . . .“

„Ja, er als Wachtgespenst — sie als Ballgespenst! — Kinder, stoßt an, diese gespenstische Heirath soll leben!“

Die übermüthige Gesellschaft stieß unter tollem Jubel an und leerte die Gläser, die mein Bursche rasch wieder füllte.

So unrecht hatten Sie freilich mit ihrem Spott nicht. Der fünfzigjährige Oberstlieutenant und die fünfunddreißigjährige Gouverneurstochter bildeten ein seltsames, aber doch sehr zusammen passendes Paar. Beide waren von einer erstaunlichen Hagerkeit, und wenn der Kommandant fast sechs Fuß maß, so erreichte sie die achtbare Größe von fünf und einem halben Fuß. Er war der Schrecken aller Wachtkommandanten, sie der Schrecken der Ballsäle, denn trotz ihrer „späten Semester“ tanzte sie noch sehr gern, und wir jungen Offiziere mußten auf jedem Ball pflichtschuldig unsern Tanz mit ihr abwalzen.

„Nun hört aber auf mit den dummen Witzen,“ rief der lange Ulanenlieutenant, „Time is money! — Faites votre jeu, messieurs — mettez haut — mettez bas! — Attention! Le jeu est fait!“

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Lieutenant von Zerlowitz wünschte mir eine gute Wache und entfernte sich, um die Posten auf den verschiedenen Festungswällen zu inspiziren

Ich nahm am Spiel nicht Theil, sorgte für das Getränk und die Zigarren und fertigte die kommenden und gehenden Patrouillen ab.

Von dem Thurm des nahen Domes schlug es elf Uhr. Noch eine Stunde und wieder war ein Jahr dahingerauscht — unwiederbringlich — aber nicht unvergessen. Ich hatte eine Patrouille abgefertigt und blieb eine Weile vor der Wache stehen, sinnend zu den tausend und abertausend blitzenden Sternen des Winterhimmels emporblickend. Ringsum lag die Stadt jetzt scheinbar in tiefer Ruhe. Die Straßen waren leer und ruhig, aber die erleuchteten Fenster der Häuser, die Schatten, die an den hellen Fenstern vorüberhuschten, bewiesen, daß die Stadt nicht schlief, sondern bei fröhlichen Festen dem neuen Jahre entgegenwachte. Vor der Wache befand sich ein freier Platz, links desselben das Gouvernement, rechts der alte, ehrwürdige, gothische Dom, dessen Thürme, Zinnen, Erker und Spitzbogen sich scharf gegen den klaren Nachthimmel abzeichneten. Die Dächer der Häuser, die Straßen, der freie Platz waren mit einer dichten im Sternenglanz schimmernden Schneeschicht bedeckt.

Weihevolle Stille herrschte. Nur der Schritt des auf- und abgehenden Postens vor dem Gewehr knirschte auf dem gefrorenen Schnee. In dem Dom zuckten einzelne Lichter auf. Sie rührten von den Musikern her, die von der Zinne des Thurmes das neue Jahr begrüßen sollten.

Jenseits des Platzes tauchte der schwarze Schatten eines Wagens auf, der rasch auf das Gouvernementsgebäude zufuhr. Ich wollte mich eben wieder in das Wachlokal zurückbegeben, blieb aber jetzt stehen, um zu sehen, wer so spät in der Nacht noch den Gouverneur besuchte. Der Gouverneur mit seiner Familie — Frau und Tochter — war doch auf dem Kasino-Ball, sollten sie jetzt schon zurückkehren?

Wahrhaftig, der Wagen hielt vor dem Gouvernement! Der Diener sprang vom Bock und öffnete den Schlag. Der Gouverneur stieg aus, half seiner Gattin aus dem Wagen, beide schritten rasch in das Thor, das von innen geöffnet wurde. Aber der Diener stand noch immer an der offenen Wagenthür. Eine lange, hagere Gestalt erschien, streckte die Hände in den Wagen und hob eine andere lange, hagere Gestalt heraus, um sie dann in das Thor zu geleiten. Der Diener schloß den Wagen, der rasch davon fuhr.

Mir rieselte es kalt durch die Adern! War das da drüben am Gouvernement Wirklichkeit oder ein toller Spuk der Sylvesternacht?

Wie Schatten bewegten sich die dunklen Gestalten hin und her auf dem weißschimmernden Grunde. Jetzt neigten sich die beiden langen hageren Gestalten zärtlich gegen einander, sie schienen sich die Hände zu drücken, und plötzlich beugte sich die lange Gestalt des Mannes nieder und preßte die Hände der langen Frauengestalt an die Lippen.

„Herr Lieutenant,“ flüsterte es hinter mir, „das ist das Wachtgesp . . ., das ist der Herr Kommandant!“

Der Posten vor dem Gewehr hatte mir die Worte zugeflüstert, und plötzlich erwachte ich aus dem traumhaften Zustand, der mich umfangen hatte. Bei Gott, das war das Wachtgespenst und wenn er Abschied von dem Ballgespenst genommen hatte, dann kam er sicherlich hierher und und inspizirte die Wache, und da drinnen saßen sie und spielten und tranken und lärmten!

Ich eilte in die Wache. Der Sergeant hielt mich noch mit einer Meldung auf, dann stürzte ich in das Offizierzimmer.

„Karten weg!“ rief ich, „das Wachtgespenst kommt!“

„Ah bah! Unsinn! Das ist auf dem Kasinoball!“

„Nein, nein! Eben hat es den Gouverneur und dessen Familie nach Haus gebracht — es kann jede Minute hier sein . . .“

„Donnerwetter! Daß man auch nicht einmal in der Sylvesternacht seine Ruhe hat!“ schalt der lange Ulan.

„In der Sylvesternacht erscheinen die Gespenster am liebsten, alter Freund!“

„Dummes Zeug! Er wird uns nicht gleich fressen . . .“

„Rau—au—aus!!!“ schrie draußen der Posten vor dem Gewehr mit Stentorstimme, daß es uns allen durch die Glieder fuhr.

Ich stürzte fort! — Richtig, es war das Wachtgespenst. Mit ernster Miene musterte er die Wache, die aber, Dank dem alten verständigen Sergeanten, in vollster Ordnung war. Dann wandte sich der Kommandant an mich.

„Sie haben Besuch in Ihrem Zimmer, Herr Lieutenant?“

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant. Einige Kameraden . . .“

„Scheint sehr lustig herzugehen . . .“

Mit diesen Worten schritt er rasch auf das Offizierzimmer zu. Mir pochte das Herz. Wenn die Kameraden noch beim Spiel saßen, dann konnte ich mich auf eine strenge Strafe gefaßt machen.

Als wir eintraten, athmete ich auf. Man saß mit der Zigarre in der Hand, das Punschglas vor sich, plaudernd zusammen, Karten und Geld waren verschwunden, nur das Garnison-Dienstreglement lag noch auf dem Tische, aber mit dem „Tempel“ nach unten. Man sprang beim Eintritt des Kommandanten empor.

„Guten Abend, meine Herren,“ sprach dieser, scharfe Umschau haltend. „Hier ists wohl interessanter als auf dem Kasinoball? Was treiben denn die Herren?“

„Wir trinken Punsch, Herr Oberstlieutenant,“ entgegnete der lange Ulan mit grinsender Unverfrorenheit.

„So — so —“

„Darf ich dem Herrn Oberstlieutenant nicht auch ein Glas anbieten?“ fragte ich.

„Gern nehme ich es an . . . aber wie ich sehe, studiren die Herren das Garnison-Dienstreglement — das ist ja eine sehr löbliche Beschäftigung für die Sylvesternacht . . .“

Er nahm das Reglement in die Hand. Wieder schlug mir das Herz zum Zerspringen — eine lautlose Stille herrschte in dem Gemach. Die Situation befand sich „auf des Messers Schneide!“ — Da — wahrhaftig er drehte die Papptafel um und sein Auge ruhte auf den fein säuberlich mit Kreide aufgezeichneten „Tempel“. Dann blickte er sich mit ironischem Lächeln im Kreise um.

„Das ist ja eine eigenthümliche Verwendung eines königlichen Dienstgegenstandes,“ sprach er mit scharfer Stimme. „Herr Lieutenant,“ wandte er sich an mich, „wissen Sie, wie diese Kreidestriche auf die Rückseite des Garnison-Dienstreglements kommen?“

„Herr Oberstlieutenant . . .“ stammelte ich.

Er warf die Papptafel wieder auf den Tisch und streckte sich straff empor.

„Meine Herren, ich will nicht weiter nachforschen, es ist Sylvester-Nacht heute — und — und ich — ich habe — doch das geht Sie nichts an! — Also ich will nicht weiter nachforschen, aber Ihnen, Herr Lieutenant, als Wachtkommandanten, rathe ich ernstlich, diese Kreidestriche entfernen zu lassen, und Ihnen, meine Herren,“ wandte er sich an die schweigend dastehenden Sünder, „sage ich nur: Rien ne va plus! — Sie verstehen mich! — Adieu . . .“

Ebenso rasch, wie er gekommen war, war er verschwunden.

Wir sahen uns erstaunt an. Dann platzte der Riese Goliath heraus: „Dem muß heute etwas ganz Besonderes passirt sein, sonst hätte er uns nicht so leichten Kaufs abkommen lassen. — Rien ne va plus! — Zum Henker, nach einer solchen Behandlung kann man nicht mehr zum Jeu zurückkehren . . .“

„Was ich mir auch dieses Mal ernstlich verbitten müßte,“ warf ich trockenen Tones ein.

Ein Offizier stürmte in das Zimmer. „Kinder, wißt Ihr denn schon das Allerneueste? — Ich komme eben vom Kasinoball . . . denkt Euch, das Wachtgespenst hat sich verlobt mit dem Ballgespenst . . .“

„Ah, deshalb: Rien ne va plus! — Haha! Das ist wahr — für ihn heißt es für jetzt und immer: Rien ne va plus!“ lachten die boshaften Menschen und stießen auf das Wohl des neuen Brautpaares an.

Der alte Sergeant steckte den Kopf in die Thür. „Herr Lieutenant, es ist gleich zwölf Uhr.“

Ich trat vor die Wache, wo sich die Mannschaft schon bei den Gewehren versammelte. Mit mächtigem, dumpfem Ton hub die Uhr des Domes an, die letzte Stunde des alten Jahres anzuzeigen.

„Rau—aus!“ rief der Posten. Die Mannschaften eilten an das Gewehr, ich rangirte die Wache und schickte die Ablösungen fort.

Als ich die Wache wieder abtreten lassen wollte, ertönten vom Thurme die ernsten Klänge des Posaunenchors ergreifend herab.

„Gewehr ab!“ kommandirte ich, aber anstatt „Weggetreten!“ aus eigener Machtvollkommenheit: „Helm ab zum Gebet!“ und in stiller Andacht standen wir da, bis der Choral da oben in der sternenschimmernden Höhe verklungen war.

Rien ne va plus! galt auch für das alte Jahr! Wie bald wird es wieder für das neue Jahr, wie bald wird es für unser Leben heißen: „Rien ne va plus!“

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.